

## Ein Versuch in Selbstmarginalisierung

Benjamin Hasselhorn ediert Aufzeichnungen des Kronprinzen Wilhelm von Preußen nach 1945

Man sollte meinen, die durch unbeachtete Entschädigungsforderungen, Geschichtsklitterungen und eine juristische Kampagne des „Hauses Hohenzollern“ gegen kritische Stimmen ausgelöste „Hohenzollern-Debatte“ sei beendet. Gerichtlich ist Georg Friedrich Prinz von Preußen auf ganzer Linie gescheitert, auch wenn sich der „Chef des Hauses“ im Frühjahr mit der Bundesrepublik Deutschland und den Ländern Brandenburg und Berlin auf eine Regelung der seit mehr als einhundert Jahren andauernden Vermögensauseinandersetzung zwischen der öffentlichen Hand und dem „Haus Hohenzollern“ verständigen konnte. Immerhin räumt die durch den Kompromiss etablierte „Stiftung Hohenzollernscher Kunstbesitz“ der Familie von Preußen ein von ihr immer wieder gefordertes institutionalisiertes Mitspracherecht ein, wenn es um den Verleih oder die Ausstellung der jetzt der Stiftung gehörenden Objekte geht. Es bleibt abzuwarten, wie sie dieses Mitspracherecht ausübt.

Die wissenschaftliche und publizistische Debatte über den Anteil des Kronprinzen Wilhelm von Preußen, Sohn des letzten deutschen Kaisers, am Aufstieg und an der Machtübernahme des Nationalsozialismus ist schon seit geraumer Zeit abgeflaut. Alle Versuche, den Kronprinzen entweder zu einer vollkommen marginalen Figur zu erklären oder seine Distanz zum Nationalsozialismus zu betonen, ja ihn sogar in die Nähe des Widerstands zu rücken, sind ins Leere gelaufen. Dass der Kaisersohn dem Nationalsozialismus „erheblichen Vorschub“ geleistet hat, wie die entscheidende vermögens- und entschädigungsrechtliche Formulierung lautete, daran dürfte heute noch weniger Zweifel bestehen als zu Beginn der „Hohenzollern-Debatte“. Zu denjenigen, die damals solche Zweifel säten, beispielsweise in einer Anhörung des Kulturausschusses des Bundestags im Jahr 2020, zählte der Würzburger Historiker Benjamin Hasselhorn, der sich jetzt noch einmal zu Wort meldet.

Hasselhorn, der bis vor wenigen Jahren unter Pseudonym in Zeitschriften der Neuen Rechten auch zu historischen Themen publiziert hat und bis 2019 der AfD angehörte, hat seine Forderung nach einem „weniger miesepetrigem Blick“ auf die deutsche Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts oder sein Plädoyer gegen die „Verteufelung der letzten deutschen Monarchie“ immer wieder verbunden mit heftigen Angriffen gegen eine angeblich ideologisierte Wissenschaft, gegen eine von Gegenwartsinteressen bestimmte Forschung und die Verwischung der Grenzen von Wissenschaft und Politik. Diese Vorwürfe wiederholt er auch in einer neuen Veröffentlichung, der Edition eines zwischen 1945 und 1947 entstandenen Memoirenmanuskripts Wilhelms von Preußen. Der in jeder Hinsicht dünne Text ist in der Reihe „Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ erschienen, herausgegeben von Hasselhorns Historiker-Kollegen Hans-Christof Kraus und Frank-Lothar Kroll, die bereits 2021 zusammen mit ihm in einem Band über die „Hohenzollern-Debatte“ publiziert und auch dort mit scharfen Urteilen über eine angeblich politisierte Geschichtswissenschaft und – im Falle Krolls – mit persönlichen Invektiven gegen Vertreter hohenzollernkritischer Positionen aufgewartet hatten.

Die Erinnerungen Wilhelms von Preußen, verfasst in Hechingen, am Fuß der Burg Hohenzollern, sind keine Quelle, die das Bild des von der französischen Besatzungsmacht zunächst internierten und dann unter – komfortablen – Hausarrest gestellten Kronprinzen, so wie es in den letzten Jahren noch einmal geschärft worden ist, ver-

ändern. „35 Jahre Deutscher Geschichte“, so der Titel der Aufzeichnungen, werden auf ganzen 35 Seiten abgehandelt. Ihre Niederschrift scheint sich aus verschiedenen Motiven gespeist zu haben. Zu diesen gehörte fraglos die seit 1945 weit verbreitete Selbstrechtfertigung, die stets auch Selbstmarginalisierung im Hinblick auf den Nationalsozialismus war. Einem eitlen Selbstdarsteller wie dem Kronprinzen fiel diese Selbstmarginalisierung besonders schwer. Aber auch Selbstvermarktung, pekuniär bestimmt und eine seit Langem eingeübte und kontinuierlich praktizierte Fähigkeit des Kaisersohnes, dürfte eine Rolle gespielt haben. Der Text zeige, dass er kein politischer und auch kein reflektierender Kopf gewesen sei, heißt es in der einordnenden Bewertung des Herausgebers, der die



**Benjamin Hasselhorn:**  
„Die Bedeutung des Kronprinzen Wilhelm“. Beiträge zur Nachgeschichte der Hohenzollern-Monarchie. Duncker & Humblot Verlag, Berlin 2025. 157 S., Abb., geb., 59,90 €.

Erinnerungen wenig passend mit denen der Historiker Friedrich Meinecke und Johannes Haller vergleicht. Aber das sagt wenig über Wilhelms politisches Denken und noch weniger über seine politische Wirkung, um die es ja nicht zuletzt in der Hohenzollern-Debatte ging. Da scheint sie wieder auf, die Neigung zur Marginalisierung des Kronprinzen.

Er sei „nie ein Antisemit“ gewesen, behauptet der Memoirenschreiber, und dann schließt sich – ganz der Vater – eine lange Litanei jüdenfeindlicher Äußerungen an, durchaus im Vokabular des völkisch-rassistischen Antisemitismus der Nazis. Das nationalsozialistische Regime wird als linke, bolschewistische Diktatur verurteilt, das hört man neuerdings auch wieder aus der AfD. Doch immerhin wird Hitler zugestanden, erkannt zu haben, „dass das Preußentum das Fundament für ein starkes Deutschland sein musste“. Daraus entstehen Rechtfertigungs- und Entschuldigungsargumente, die uns vertraut sind aus vielen Nachkriegsäußerungen aus dem nationalen Spektrum. Auch die Idee der Volksgemeinschaft gehört dazu. Zugleich freilich macht Wilhelm von Preußen in seiner Kritik an der beginnenden Entnazifizierung auf die Schwierigkeit aufmerksam, dass doch in den „12 Jahren des 3. Reiches weit-aus der größte Teil des Deutschen Volkes in irgendeiner Verbindung mit dem Nationalsozialismus gestanden“ habe.

Das alles ist nicht überraschend, nicht einmal neu und nicht dazu angeht, das Bild des Kronprinzen zu verändern. Aber es geht eben nicht nur, ja nicht einmal primär um die Memoiren. Deren Edition ist eher ein geschichtspolitisches Mittel zum Zweck. Nüchterne Quellenstudien, neue empirische Funde und eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand sollen der angeblich politisierten und ideologisierten Forschung vor allem derjenigen Historiker entgegengestellt werden, die das politische Gewicht und die charismatische Wirkung des Kronprinzen herausgearbeitet und – wie Stephan Malinowski, Jürgen Luh oder Jacco Pekelder – in ihren Publikationen vor, während und nach der Hohenzollern-Debatte gerade nicht kleingeredet haben. Dass die Edition zu neuen Forschungsfragen führe, wie es in dem Buch heißt, muss man nicht bestreiten. Was verbindet, so könnte eine dieser Fragen lauten, die Selbstmarginalisierung des Kronprinzen nach 1945 mit dem Versuch seiner historischen Marginalisierung acht Jahrzehnte später?

ECKART CONZE



Angela Winkler als Titelheldin in der Verfilmung von Heinrich Bölls Roman „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“, 1975

Foto Paramount-Orion/WDR/Bioskop-Film

## Figuren des Widerstands

Im Zwiespalt zwischen Recht haben und sich im Recht glauben: Daniela Strigl widmet sich dem Trotz und trifft damit auch einen Nerv heutiger Befindlichkeiten.

Mit dem simplen Wort „Trotz“ besitzt die deutsche Sprache einen Ausdruck, um den andere sie beneiden könnten, wäre die Sache selbst nicht so unerfreulich. Oder ist sie das gar nicht? Trotzköpfe und Querulanten im Trotzmodus sind etwas, das irritiert. Manchmal aber auch etwas, das imponiert, ergänzt Daniela Strigl ganz richtig. Denn hinter dem starrköpfigen Eigensinn des Trotzes verbergen sich manchmal auch Standhaftigkeit, Mut und Widerstandskraft. Der Trotz bewege sich im Recht glauben, schreibt die Autorin und trifft mit ihrem Buch einen Zentralkern der gegenwärtig nervösen Befindlichkeit: „Woke“- und Antiwoke-kämpfer, Klimaaktivisten, Impf-, Steuer- und sonstige Verweigerer, Verschwörung- und Weltrettungsbewegte nehmen alle irgendwann die Position einer trotzigsten Absage ein.

Diesem Zweifelsfall zwischen Tugend und Untugend auf den Grund zu gehen, ist deshalb eine vorzügliche Idee. Aus einer kurzen lexikalischen Klärung ergibt sich da zunächst die Einsicht, dass das Wort „Trotz“ offenbar erst in neuerer Zeit die einseitig defensive Bedeutung des Widerstands gegen eine Übermacht angenommen hat. Erst im Lauf des neun-

zehnten Jahrhunderts sei die ursprüngliche Dimension eines kämpferisch tapferen Draufgängertums allmählich hinter jene des machtlosen, oft kindlichen oder weiblichen Quengels zurückgetreten, schließt die Autorin aus den historischen Wörterbüchern.

Die psychologischen und psychoanalytischen Erklärungsmodelle des Trotzes als Frustration aus dem Konflikt zwischen Wollen und Können werden im Buch aus der kritischen Perspektive von Karl Kraus und Peter Sloterdijk zügig abgehandelt und beiseitegelegt. Auch im hochaktuellen Kapitel über den Zusammenhang von Recht, Gesetz und Gerechtigkeit, das heißt von Legalität und Legitimität, behilft Daniela Strigl sich weitgehend mit Verweisen auf andere Autoren. Das Problem ist dabei, dass das Hauptthema Trotz ins breite Fahrwasser anderer Begriffe gerät – wie Hass, Aufstand, Rebellion, Revolution – und im Strudel der Argumente verschwommen mitleibt.

Als symptomatisches Phänomen dienen in diesem Zusammenhang die Figur des Wilderers und der von Marx 1842 im Aufsatz über das „Holzdiebstahlgesetz“ aufgegriffene Wald- und Holzfrevel. Wenn Unbefugte aus dem Volk in herrschaftlichen Domänen Rehe schossen oder Bauern im Wald nicht immer nur abgefallenes Totralnerv zum Heizen sammelten, war neben dem unmittelbaren Eigennutzen meistens auch ein trotziges Anfechten der bestehenden Rechtsordnung mit im Spiel. Dieser Streit über legales und legitimes Verhalten setzt sich bis zur heutigen Debatte des zivilen Ungehorsams weiter fort und hat in der Unbeugsamkeit Antigones gegenüber Kreon eine ferne prägende Symbolfigur.

Mehr als um eine allgemeine Diskussion über Gehorsamsverweigerung, Rechtsbruch und moralisch-politisches Gewissen geht es der Autorin, die als Literaturkritikerin auch regelmäßig für die F.A.Z. schreibt, aber um literarische Beispiele und Querverweise. Ihre Hauptrefe-

renz für den Trotz ist erwartungsgemäß Kleists „Michael Kohlhaas“. Mit Feingefühl und ziemlich offener Sympathie umkreist sie die möglichen Motive des gedemütigten Rosshändlers, der den Kampf für sein Recht auf Wiedergutmachung durch Selbstjustiz in Rache und Terror umschlagen lässt und zuletzt auf dem Schafot besänftigt die Strafe für seine Gewaltakte hinnimmt. Neben diesem Archetyp des

### Morgen im Bücher-Podcast



Bevor wir ganz zu Knochen sind: Nancy Hüniger und Wilhelm Bartsch stellen bei den Lyriktagen Frankfurt ihre Gedichte vor.

faz.net/buecher-podcast

Trotzes werden gut ein halbes Dutzend weiterer „Figuren des Widerstands“ durchgespielt und mit einer beeindruckenden Vielzahl von literarischen Gestalten und Motiven illustriert.

Vom rebellischen Bauern in Peter Rosseggers angeblichem Heimatroman „Jakob der Letzte“, in dem Strigl subtil einen verborgenen Antihelden ausmacht, reichen die Beispiele über die Wilddiebe und Waldfreveler bei Marie von Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar, Annette von Droste-Hülshoff, über Heinrich Bölls Kontextualisierung des RAF-Terrorismus in „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“, die unterschiedlichen Darstellungen Antigones bei Goethe, Anouilh, Simone Weil oder Johannas von Orleans bei Schiller, George Bernard Shaw, Leonard Cohen bis zu den Figuren des Desperados im Film „Taxi Driver“ und des Amokläufers in Handkes Erzählung „Der Große Fall“. Das dafür notwendige Nacherzählen und Er-

klären schwillt dabei allerdings zur Paraphrase an und schüttet kommentierend die großen Argumentationslinien zu. Auch werden literarische Beispiele, historische Ereignisse wie der Tiroler Freiheitskampf 1809 gegen die französisch-bayerische Okkupation sowie Gegenwartsercheinungen wie Wutbürger oder Klimakleber zu sehr vermischt, so als lägen sie auf derselben Realitätsebene. Wenn mitten in den Ausführungen über Kohlhaas' Gefolgschaft aus Räubern, Knechten und anderen sozial Deklassierten plötzlich vom Sturm der Trump-Anhänger 2021 aufs Kapitel die Rede ist, trägt diese Überlagerung wenig bei zur Erhellung des „Janusgesichts von Trotz und Rebellentum“.

Den Schlüssel für das Übergewicht der Literatur in diesem Buch bringt das Schlusskapitel, das man – dies ein Leservorschlag – auch als verkappte Einführung nehmen kann. „Womöglich ist die Kunst, die Literatur selbst eine Form von Trotz“, schreibt die Autorin. Das läuft keineswegs auf eine Selbststilisierung unter Literaten zum Widerstandskampf gegen den Zeitgeist hinaus. Es ist ein Plädoyer für einen Freiraum des Nutzlosen, nicht unmittelbar Auswertbaren, gegenüber einer in Schulprogrammen und Kommunikationsstandards jargongeladen sich durchsetzenden Forderung nach enger Sachkompetenz und Sofortverwertung allen Wissens. Mit diesem Zielgedanken bringt die feinsinnige Literaturkennerin im Schlussteil des Buchs ihr Thema fulminant und überzeugend zur vollen Entfaltung.

JOSEPH HANIMANN



**Daniela Strigl:**  
„Zum Trotz“. Erkundung einer zwiespältigen Eigenschaft. Residenz Verlag, Wien 2025. 160 S., br., 22,- €.

## Der Kampf der Forstwirtin

Der Soziologe Ferdinand Sutterlüty lässt Menschen zu Wort kommen, in deren Lebensentwürfen er die Verweigerung gängiger gesellschaftlicher Imperative verwirklicht sieht

Die Ablehnung politischer oder gesellschaftlicher Zustände bedarf nicht stets des lautstarken Protest. Sie kann sich auch leise äußern, indem etwa alternative Lebensentwürfe ins Spiel gebracht werden. Dass das als eine Form von Widerstand betrachtet werden darf, dafür argumentiert Ferdinand Sutterlüty in seinem Buch. Unter dem Titel „Widerstehen. Versuche eines richtigen Lebens im falschen“ versammelt der Frankfurter Professor für Soziologie Interviews mit Menschen, die sich mit ihren selbst gewählten Lebensformen für ihn nicht nahtlos in die üblichen Abläufe, nämlich solchen einer die Umwelt in Mitleidenschaft ziehenden Marktwirtschaft, einfügen lassen.

Neun „Hoffnungsträger und Pionierinnen“, darunter ein Ehepaar, porträtiert Sutterlüty in seinem Buch. Unter ihnen finden sich ein Flüchtlingshelfer, eine ge-

werkschaftlich engagierte Reinigungskraft, ein Lehrer, Künstler sowie in der Land- und Forstwirtschaft Tätige. Sie alle eint, dass sie ihr Leben am Gemeinwohl



**Ferdinand Sutterlüty:**  
„Widerstehen“. Versuche eines richtigen Lebens im falschen. Hamburger Edition, Hamburg 2025. 208 S., geb., 19,- €.

orientieren. Ganz direkt, wie in der Seenotrettung, oder indirekt durch persönlichen Verzicht. Im Falle eines in der Landwirtschaft arbeitenden Ehepaars sind es die Ausrichtung der eigenen Produktion auf bloße Subsistenzwirtschaft und der da-

mit einhergehende Verzicht auf industrielle Verfahren. Selbstgenügsamkeit erachten sie dabei als Antwort auf eine überregulierte und standardisierte Landwirtschaft, durch die sie ihr Handwerk bedroht sehen. Was verpflichtende Laufställe oder Regularien bei der Schweinefütterung für Konsequenzen haben, erfährt man so durch die Gesprächsprotokolle. Der „sozialen Subsistenz“ wird durch die nachbarschaftliche Hilfe beim Errichten von Zäunen oder beim Heuen Rechnung getragen, auch, weil die Anstellung weiterer Arbeitskräfte die finanziellen Mittel übersteigen würde. Dass derlei Tätigkeiten bereits als Widerstand beschreibbar sein sollen, scheint sich erst durch das Gespräch mit dem Professor ergeben zu haben.

Trotz tunlichster Zurückhaltung beim Fragestellen lenkt dieser die Interviews stets in eine Richtung, in der eine Disso-

nanz mit dem Status quo offenkundig werden soll. Es geht dabei weniger um politische Opposition, wengleich diese nicht abgelehnt wird, sondern um Widerstand gegen standardisierte Lebensformen und Handlungsabläufe. Im Falle der Geschichte einer Forstwirtin ist das deren gerichtlich geführter Kampf gegen die Bevorzugung ihres männlichen Kollegen bei der Besetzung einer höheren Stelle. Wobei sich hinter diesem Konflikt auch Differenzen über die Frage nach der richtigen Bewaldung in Zeiten des Klimawandels verstecken, wovüber der Leser einiges erfährt, was aus den etwas jargonhaften Interviews hervorsticht.

Dieser unterlaufende Jargon verdankt sich dem Umstand, dass der Soziologe Sutterlüty sich seinem empirischen Material beugt: Empörungen über das „System“ sowie parawissenschaftliche Deutungen

des männlichen und weiblichen „Wesens“ lässt er unkommentiert stehen. Als Leser wird man so der individuellen Zugänge zur sozialen Welt gewahr und kann das Handeln der Akteure nachvollziehen. Aus der Sicht des Lehrers erfährt man etwa, warum er Lehrpläne ablehnt und wieso für ihn bei der Notenvergabe eine Vier minus die untere Grenze ist. Sein Umgang mit den Schülern ist das rührende Zeugnis eines Kampfes gegen das Zurechtbiegen, das den jüngsten Mitgliedern der Gesellschaft widerfährt.

Ambiguität wird dennoch gewahrt: Die Interviews wurden vom Autor nicht in einer Form aufbereitet, die sie als politischen Appell erscheinen lassen. Über die behandelten Probleme ist man zuweilen durch ihre mediale Resonanz bereits informiert. Was in Sutterlüty's Buch hinzukommt, ist der Fokus auf Einzelschicksale

und konkrete Fälle, die durch die Schlagkraft politisierter Begriffe wie etwa „Migration“ ins Abschiebegedränge werden. Der Gang zur Ausländerbehörde erscheint durch die Brille eines befragten Therapeuten als kafkaeske Absurdität, wodurch die Debatte um Migration um eine Perspektive ergänzt wird.

Dass diese Stimmen durch das Buch öffentliches Gehör finden, ist Sutterlüty's Verdienst. Er arrangiert die Interviews in einer Weise, dass sie trotz der Verhaftung am individuell Besonderen stets den Zug allgemeiner politischer Perspektiven in sich tragen. Dadurch werden Stellschrauben sichtbar, mittels derer sich ungeachtet des Gewichts globaler Verhältnisse den Subjekten wieder Handlungsmacht zurückgeben lassen könnte – ob auch mit Erfolg, das steht auf einem anderen Blatt.

FLORIAN HEIMHILCHER